

rüber hinaus weitete, wenn sie über Afrika, wo die Langthalers einige Jahre im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit verbrachten, über den Jugoslawienkrieg oder das Elend von Migrant*innen reflektierte. Und so erinnert „Kerbungen“ an Leid und (Spiel)Freude einer Frau mit Haltung, die leise ihre Worte aus sich herauskerbte.

Monika Vasik

Gerda Sengstbratl: *Indien und Sri Lanka. Anläufe Anreisen.* Verlag story.one: Wien 2021, Hardcover, Farbbilder, 65 Seiten, € 14,50

Das Buch beginnt - aus dramaturgischem Kalkül - mit dem zweiten oder dritten Kapitel, das erste wird nachgereicht. Der mit wenigen, aber sehr ansprechenden Fotos ausgestattete Sammelband ausgewählter Episoden startet in einem Schreibstil, der sich nach Wittgensteinscher Sprachlogik richtet: kurze überlegte Sätze, dazwischen Wortreihen und fehlende Verben, inhaltlich kein Wort zu viel und der ganze Satz in sich sprachlogisch richtig:

„... Körper und Welt waren heiß. Die Welt hatte 48 Grad. Salzig und feucht flossen sie ineinander. / Ich trug ein rotes indisches Tuch mit traditionellen Mustern, die etwas signalisieren. Allerdings wusste ich nicht, was. ...“ (S. 9) Und anderswo: „... Rattentempel, ekelig trotz der Plastikhüllen über den Füßen. Nicht-Sesshafte neben Bahngleisen in Zelten aus Fetzen mit kleinen Kindern und über Töpfe gebückte Frauen. Bärte. Eine schrille Lobby in Pink, beleuchtete Wände aus türkischem Glas. Vorhänge aus Perlen. ...“ (S. 14)

Die Ich-Erzählerin geht sogar so weit, dass sie sich selbst teilweise in Außensicht beschreibt: „... Als ich diese Körpermilch roch, war ich ein Samtknäuel, ein Wattebausch. Plötzlich trug ich langes schwarzes Haar...“ (S. 18) Und anderswo: „... Schon lag eine Blumenkette um meinen Hals. Schon waren meine Füße nackt, wurden gewaschen und gesalbt ...“ (S. 30) Auf diese Weise entstehen poetische Splitter, die ein Gesamtbild an Farben und Düften ermöglichen. Es entstehen bunte, changierende Eindrücke vom indischen Subkontinent, wie sie nicht nur ein Luxusreisender nachvollziehen kann. Die Lokalitäten, die sie beschreibt,

liegen mitunter abseits des Gruppentourismus: ein Zimmer, in dem Regen nachgestellt wird, eine Palmbibliothek, ein Askese-Zentrum.

Das Stilmittel der Verknappung beschränkt sich nicht auf den Satzbau, auch inhaltlich wird schlank erzählt. So reduziert die Autorin das umfangreiche hinduistische Pantheon und die Alabaster-Magie von Zoroastrismus und Jainismus, Eindrücke, die bei Indien-Reisenden an den von ihr beschriebenen Orten für gewöhnlich überwiegen, auf die Begegnung mit einer einzelnen goldfarbenen Statue der streitbaren Göttin Meenakshi. An dieser Stelle lassen sich Sympathieausbruch und feministische Haltung der Autorin nicht mehr hintanhalten: „... Meenakshi. Amazone. Kriegerin. Kämpferin. Ich mag sie. ...“ (S. 26) Die Ehrlichkeit der Autorin gegenüber ihren Gefühlen besticht.

Vertreter des männlichen Geschlechts charakterisiert sie, indem sie Sympathie und Antipathie einander gegenüberstellt: Auf die negativ gezeichnete Figur eines Guides aus der Brahmanenkaste folgt ein positiv charakterisierter katholischer Generalvikar aus „Nudeli“.

Längst hat die Autorin den knappen, impressiven Schreibstil beiseitegelegt und gerät ins Fabulieren. Die Satzgestaltung wird deutlich komplexer und sie spart jetzt nicht mehr mit Reflexionen, um opulenter erzählen zu können. Nicht immer enden die Episoden in einer Pointe, dann bleiben Eindrücke im Raum liegen, wie der Rüssel eines Elefanten auf ihrem Haupt.

Die Faszination an Gerda Sengstbratls Buch machen Sprachbilder aus, die sie wie Blüten vor dem Leser verstreut. Man lernt ein anderes als das Indien des Alltagslärms kennen: Ästhetik pur und Stille werden vermittelt. Das „Regenzimmer“, in dem für Kinder der Wüste das ihnen fremde Naturereignis veranstaltet wird, wird nicht nur mir, sondern auch anderen Lesenden nachhaltig in Erinnerung bleiben. Es bleibt zu hoffen, dass noch mehrere Reisebüchlein von Gerda Sengstbratl erscheinen werden, denn die Episoden-Auswahl und ein Erzählen in Häppchen gehören zu ihren Stärken.

Wolfgang Kauer

Simone Hirth: *365 Tassen Kaffee mit der Poesie Prosaminiaturen, Literaturedition Niederösterreich, 2021, 180 Seiten, € 20,-*

Die Poesie ist eingeladen. Ein Jahr lang darf sie bei Simone Hirth in Kirchstetten zu Gast sein. Am liebsten sitzt die Poesie am Küchentisch und trinkt mit der Autorin Kaffee. Manchmal kommt auch Besuch, und manchmal besuchen sie die Kirchstettner Bücherei. Wegen der schönen Energie.

Das heißt, sofern die Poesie nicht gerade damit beschäftigt ist, einen Berg Mikroplastik in ihrer Kaffeetasse zu versenken und die Lieblosigkeit und eine rechtsgerichtete Partei, oder wenn sie nicht gerade eine neue Gewerkschaft gründet und mit der Amsel singt und das Smartphone abschafft oder zum Weltwirtschaftsforum reisen muss, nach Davos (inkognito selbstverständlich).

Manchmal gibt es auch Guglhupf zum Kaffee oder ein Buttersemmerl und Ei im Glas (mit viel Salz). Die Poesie steht gerne früh auf. Sie trinkt ihren Kaffee schwarz.

Überhaupt wird die Poesie maßlos unterschätzt. Hat sie sich doch nicht nur gegen Mythen, sondern auch gegen ungebetene Gäste zu behaupten: Wenn etwa der Wahnsinn an ihre Tür klopft oder ein Literaturkritiker oder der Bildungsminister oder der Chef des Arbeitsmarktservice, nicht nur Onlineriesen, auch die Hektik und die Ernüchterung drängen sich auf, und erst der Zeitgeist, eine Zumutung (vom Mammon ganz zu schweigen!), auch der ehemalige Präsident.

Aus Gewohnheit öffnet die Poesie zwar grundsätzlich jedem und jeder die Tür, manchen aber zugegebenermaßen lieber als anderen. Zu ihren besten Freund*innen gehören aber nicht nur die Amsel und die Meise (wie vielleicht fälschlicherweise vermutet), auch mit dem Trümmervogel und Mascha Kaléko und Fernando Pessoa und Hilde Domin und Niki de St. Phalle und W.H. Auden und der Fledermaus, um nur einige zu nennen, könnte die Poesie stundenlang Kaffee trinken. Und

selbstverständlich auch mit der Fliesenlegerin (fast hätte die Rezensentin sie vergessen)! Einmal hat sich sogar ein Nachfalter zur Poesie in die Küche verirrt. Aber:

Wer glaubt, dass es dabei nur um zarte, flatternde Tierchen geht, der hat sich gewaltig getäuscht. Es geht um Flügelschläge. Um schlafende Riesen. Um Metamorphosen. Um Wissen, das aus der Tasche kommt und wächst und wächst. (89. Tasse, S. 51)

Simone Hirth hat ein Kompendium feinsten Prosaminiaturen geschaffen. 365 Tassen Kaffee mit der Poesie tragen nicht nur die Autorin durchs Jahr. Ein Leseerlebnis!

Die Poesie nach der 310. Tasse:

Ich bin kein Subjekt und kein Objekt, ich bin ein Prädikat. Bitte nachschlagen, was das ist, falls es jemand vergessen hat. Ich bin in Bewegung. Unauffällig, aber essenziell. Ich bin die Kniekehle im Satz, manchmal auch der kleine Zeh. (S. 153)

Meisterinnenhaft zeichnet die Autorin das Bild eines mutigen, manchmal melancholischen, oft, sehr oft verzweifelten, wütenden Geschöpfes, das seinen Freund*innen in jeder Lebenslage beisteht, ja, das sogar imstande wäre, Berge zu versetzen, würde seinen Wörtern nur endlich das nötige Gewicht verliehen werden: trotzig, unbeugsam, rebellisch, immer aber durch und durch demokratisch, und so gar nicht zerbrechlich.

Walkie-Talkie-Rauschen. Poesie an Physik, Poesie an Physik, bitte kommen.

Die Physik antwortet. Was wird gebraucht? Bitte mehr Schwerkraft. Sagt die Poesie, bitte unbedingt viel mehr. Meine Wörter sollen heute so viel wiegen, dass ein Kriegsschiff damit zu versenken ist.

Kein Problem, antwortet die Physik. Ich schicke ein großes Paket, per Express. (110. Tasse, S. 60)

Ilse Aichinger sagte in einem Interview im Jahr 1990, dass sie ihr Schreiben personifiziere. Und dass ihre widerborstige Sprache sie an ein willensstarkes Kind erinnere (Es muss

gar nichts bleiben, Edition Korrespondenzen, S. 50, 56).

Auch bei Simone Hirth entsteht dieser Eindruck:

Heute, ich sage es ehrlich, geht mir die Poesie auf die Nerven. Ständig will sie Neues, ständig will sie alles anders, nichts kann normal laufen, nie hat man Ruhe. (286. Tasse, S 143)

Kein Wort zu viel. Im Sinne Aichingers, man müsse überlegen, ob ein Satz, den man schreiben wolle, auch wirklich notwendig sei, sagte sie 1995, notwendig habe mit Not zu tun (ebenda, S.87), arbeitet auch Simone Hirth sehr präzise.

In dem ihr ganz eigenen Ton.

Mit der ihr ganz eigenen Bildersprache.

Prosaminaturen voller Humor, die das Augenmerk auf die vermeintlich kleinen Freuden des Lebens lenken und wie wenig (oder viel) es bräuchte, um ein Stück weit die Welt zu verändern. Wörter, die zutiefst berühren.

Uns werden sie den Winter über satt machen. Sie werden uns mehr als Nahrung sein. Sie werden in unserem Keller austreiben. Dem kleinsten Lichtstrahl entgegen. Sie werden uns Grundlage sein, weiterzudenken. Die Poesie wird sie besingen. Wir tragen sie auf Silber-tabletts nach Hause. (314. Tasse, S. 155)

Simone Hirth, geb. 1985 in Freudenstadt, aufgewachsen in Lützenhardt, Studium am Literaturinstitut in Leipzig. Verschiedene Preise und Stipendien, u.a. Schwäbischer Literaturpreis, Reinhard-Priessnitz-Preis 2021. Bereits ihr Debütroman „Lied über die geeignete Stelle für eine Notunterkunft“ wurde für den Alpha-Literaturpreis nominiert. Zuletzt erschienen: „Das Loch“ (2020) bei Kremayr & Scheriau.

Die Rezensentin dankt Simone Hirth sehr und nimmt das fein gearbeitete Buch nochmals auf:

Mokkafarbener Einband, Hardcover, wunderbar illustriert von

Renate Stockreiter, geb. 1965 in Judenburg, Grafik-Design an der Universität für Angewandte Kunst, Walter-Koschatzky-Preis für die „ganzheitliche Buchidee“.

Eine Tasse Kaffee und ein Schokoladekuchen wären jetzt schön.

Annett Krendlesberger

Kurt F. Svatek: „Der gescheiterte Scheiterhaufen“, Mikrogeschichten, Triga – Der Verlag, Gelnhausen 2021, 192 Seiten, TB-Ausgabe € 15,95

Der Autor und Übersetzer, Kurt F. Svatek, ehemaliger Vizepräsident des Niederösterreichischen und Schatzmeister des Österreichischen P.E.N.-Clubs, legt mit *Der gescheiterte Scheiterhaufen* einen Band mit Mikrogeschichten vor. Diese literarische Form hat sich im Lauf des 20. Jahrhunderts auf der Iberischen Halbinsel, vor allem aber in ganz Lateinamerika zu einer eigenständigen Gattung entwickelt. Im deutschen Sprachraum sind diese Kurzgeschichten noch relativ unbekannt, und es ist Svatek zu verdanken, dass wir sie kennenlernen dürfen.

Mikrogeschichten – microcontos – werfen einen ungeschönten Blick auf Menschen und Situationen, wie sie eben sind, und fangen dabei oft ein ganzes Leben ein, etwa in Falsch gelaufen: „Er kam aus der Mittelschicht. Beruflich stieg er auf, menschlich ab. Aber Gott kann selbst einen Mistkerl mit Talent segnen.“ Manche sind anekdotisch oder humorvoll, andere wiederum traurig, etwas behäbig oder überspannt. Einige sind sogar kürzer als ihr Titel. So steht unter *Das geschieht immer wieder nur fragmentarisch: „Zu tüchtig. Abgeschossen.“* Wenige nehmen mehr als eine Seite ein. Bloß die titelgebende Geschichte *Der gescheiterte Scheiterhaufen* weist in diesem Umfeld die nahezu epische Länge von zweieinhalb Seiten auf und spannt zusammen mit der ersten Geschichte *Ein Bissen im Hals* den Bogen vom Scheiterhaufen als Mehlspeise zu den Hexen-, Juden- und Bücherverbrennungen, wobei das Verbrennen von Schriften ein globales, bis in die vorchristliche Zeit zurückreichendes und nach wie vor bestehendes Phänomen ist: „Allein in Frankreich waren in den ersten fünfzehn Jahren des neuen Jahrtausends 70 Bibliotheken Opfer von Aggressionen und Brandstiftungen.“ Tröstlich ist dazu Svateks Schlussfolgerung, dass sich zwar Schriften

verbrennen lassen, nicht jedoch die darin enthaltenen Ideen.

Die Bandbreite der angesprochenen Themen ist enorm und zeugt vom weiten Horizont des Autors. Vom ironisch interpretierten Wiener Charme im Gemeindebau und der erstypischen, aber von Fremden durchaus erlernbaren Haxlbeißerei über Liebes- und Lebensgeschichten aus allen Erdteilen, Mini-Essays, Reisebeobachtungen und Aperçus reicht die Palette, wobei der Autor immer wieder Politisches aufblitzen lässt. In der Mikrogeschichte *So geht's auch heißt es über Patagonien: „Das Guanako steht auf der Grenze zwischen Chile und Argentinien. Unbehelligt. Es ist ja kein Mensch.“* Lamas müssten wir sein ...

Svatek fallen aber auch zu Künstlern, Künstlerinnen und Sportstars (z.B. Dmitri Hworostovsky, Frida Kahlo, Neymar) teils ergreifende und teils zum Schmunzeln anregende Mikrogeschichten ein. So etwa sinniert bei ihm der brasilianische Top-Fußballer Neymar darüber, was an seinem offenen Grab gesagt werden könnte, und kommt zu dem Schluss, dass ihn folgender Satz freuen würde: „Nun, er war zumindest kein arschloch.“

Dass Menschen privat wie beruflich arschlöcher sein können, beschäftigt Svatek in seinen Geschichten immer wieder, aber auch ihr Scheitern und das unerwartete kleine oder große Glück, wie es etwa jene Frau erlebt, die doch noch einen Liebesbrief erhält, weil der Postbote bei der Zustellung geschlampt hat. Dass die Politik ihr Fett abkriegt, versteht sich von selbst, wobei Corona natürlich nicht fehlen darf. Das wohl auf Jair Bolsonaro und mit ihm auf andere Populisten gemünzte Aperçu *O presidente lautet kurz und treffend: „Kocht er nicht wie jeder andere Politiker auch mit den Corona-Zutaten sein eigenes Süppchen?“* Besonders gelungen sind Svatek die trocken servierten Kurzgeschichten, wohingegen so manche etwas längere Minigeschichte zuweilen betulich und eine Spur zu belehrend daherkommt. Das ist aber nur ein Nano-Einwand. Insgesamt ist *Der gescheiterte Scheiterhaufen* ja auch kein Buch, das in einem gelesen werden soll, doch es immer wieder auf der Suche nach der jeweils eigenen Lieblingsmikrogeschichte zur Hand zu nehmen, lohnt sich. *Eva Holzmair*

Eva Kittelmann: Die Quadratur des Denkens. Vermutungen. Lyrische Sequenzen. Mit Illustrationen von Helga Lauth. Wien: Verlagshaus Hernalds 2021. 149 Seiten. € 16,50

In der Schokoladenbranche gibt es einen Anbieter, der sein Produkt quadratisch anbietet. Unter Zuhilfenahme diverser Werbemaßnahmen ist es ihm angeblich gelungen, die Schokolade dermaßen zu formatieren, dass jedes einzelne Stück auf der Zunge quadratisch schmeckt.

Eva Kittelmann hat vor Jahren damit begonnen, ihr Werk quadratisch darzustellen und damit „abzurunden“. Ausgangspunkt für ihre Überlegung ist der schöne Satz von der Quadratur des Kreises, was als höchste Kunst diverser Denkrichtungen angesehen wird. Die Quadratur bei Eva Kittelmann schöpft aus einem lebenslang gespeisten Fundus diverser Texte, die für die Quadratur-Edition, geordnet nach Denk-Zugängen, neu zusammengestellt sind. Dabei entsteht das inzwischen viel zitierte Quadratformat, das sowohl im Regal als auch in der lesenden Hand unverwechselbare Harmonie verströmt, das Buch wird nach allen vier Seiten gleich offen oder rätselhaft, wie es eben die Quadratur des Buches ermöglicht. In den letzten zehn Jahren sind nach dieser Methode sieben Bücher entstanden, sie widmen sich den Schwerpunkten: Quadratur der Verse (2012), der Texte (2014), der Legenden (2017), der Sinne (2019), des Denkens (2020) sowie der Quadratur der Szenen (2021). Die Bücher sind mit dem Zusatz „lyrische Sequenzen“ versehen, was auf den besonderen Hintersinn der Textquadrate hinweist, sie sind aus einer poetischen Gefühlslage verfasst oder sollen einen ins Auge gefassten Augenblick zu einem poetischen Wimpernschlag verhelfen.

„Die Quadratur des Denkens“ trägt den Untertitel *Vermutungen*, was auf ein Denken hinausläuft, das außerhalb der strengen Logik abläuft. Zur Methode erklärt die Autorin, dass sie auf einem Haufen „überflüssiger“ Manuskripte sitze, die sie von Zeit zu Zeit durcharbeite, und wenn sie zu einem Thema passen, in eine quadratische Struktur bringe. Das Quadrat wächst sich dabei zu einem har-